

Kirchenmusik hautnah

Wenn die Bach-Kantate *Ich hatte viel Bekümmernis* existentiell wird: Domkapellmeister Hans Eberhard über die heutige Lage der Kirchenmusik und über seine Krebserkrankung. Ein Gespräch mit *Bettina Kugler*, Sängerin im Collegium Vocale.



Domkapellmeister Hans Eberhard (Bild: Tine Edel)

Im Frühjahr haben sich Chöre aus der ganzen Schweiz beim Festival Cantars in St.Gallen präsentiert – auch Du warst mit der DomMusik im Programm vertreten. War da das ganze Spektrum heute praktizierter Musik in der Kirche zu erleben?

Hans Eberhard: Anfangs war ich sehr skeptisch. Die Vorgaben waren eng, der administrative Aufwand enorm. Aber die Resonanz beim Publikum und das Medienecho waren grossartig. Es war wohl das erste Mal, dass Kirchenmusik in einer so breiten Palette innerhalb von einem Anlass präsentiert worden ist. Für mich zeigte sich vor allem die Aufbruchstimmung. Man versucht, mit Kirchenmusik näher an die Menschen heranzukommen, populärer zu werden.

Da gilt es offenbar, gegen hartnäckige Vorurteile anzusingen?

Ja, unser Umfeld wird doch sehr klischeehaft beurteilt. Es hat sich allerdings ziemlich gewandelt. Ein katholisches Milieu wie vor 50 Jahren gibt es nicht mehr, diese Verankerung von Kirche und Religion in der Gesellschaft, in der Familie, im sozialen Leben. Wer die Entwicklungen nicht mitbekommt, denkt eben, ein Kirchenchor mache Musik von vor 1800, und das habe dann auch einen ganz bestimmten Sound – es klinge eben «nach Kirchenchor». Dieses Klischee betrifft durchaus die Kirche als Ganzes.

Bedauerst Du das, als klassisch ausgerichteter Kirchenmusiker?

Für mich ist der Übergang von Erneuerung zur Anbiederung fliessend. Wenn ich Kirchenchöre sehe mit einem Durch-

schnittsalter von 65, die nur noch Gospel singen, dann berührt es mich doch ein wenig komisch. Das Dilemma kenne ich durchaus. Man möchte die klassische Tradition weiter pflegen, diesen Rucksack aus gut sechs Jahrhunderten. Andererseits brechen wir zu neuen Formen auf, wollen zeitgemässe Literatur machen. Es gibt nicht mehr so klare Kriterien, was Kirchenmusik überhaupt ist. «Musik in der Kirche» kann alles sein. Doch die Diskussion darüber ist alt. Kirchliche Gegenbewegungen gab es immer dann, wenn es zu lustig, zu weltlich, zu emotional wurde.

Kirchen, in denen moderne, «fetzig» Musik gemacht wird, haben oft mehr Zulauf. Zum Beispiel die Freikirchen.

Für mich stellt sich die Frage, ob musikalisch jedes Mittel recht ist, um die Botschaft an den Mann zu bringen. Ein gutes Essen will ich ja auch nicht mit Kartongeschirr und Plastikbesteck essen. Es muss adäquat sein, auch wenn man die Leute «abholen» will. Heute wird viel von Authentizität geredet, von Unverwechselbarkeit. Doch statt auf Erkennbarkeit zu setzen, verwischen wir Vieles. Es tönt dann wie DRS 1. Ob das der Sache dient? Ich bin mir da nicht sicher. Der Stärke der Botschaft jedenfalls entspricht es nicht. Grundsätzlich finde ich am wichtigsten, dass die Qualität stimmt. Egal für welchen Stil man sich entscheidet, es sollte Ausdruck einer seriösen Auseinandersetzung sein.

Wieviel Spielraum bleibt Dir als Kirchenmusiker für künstlerische Ambitionen?

Es gibt liturgische Vorgaben, die man erfüllen muss, wenn es Kirchenmusik und eben nicht lediglich Musik in der Kirche sein soll. In den fast 20 Jahren, die ich jetzt an der Kathedrale tätig bin, hatte ich jedoch selten das Gefühl, mich verleugnen zu müssen. Wir haben ja verschiedene Ensembles, mit denen ich auf unterschiedlichem Niveau arbeiten kann. Ich versuche jeweils so weit wie möglich zu gehen im Anspruch. Und diesen künstlerischen Anspruch braucht es meiner Meinung nach auch. Das zieht Menschen aus der ganzen Region in die Kathedrale, auch Menschen, die der Institution Kirche eher distanziert gegenüberstehen.

Mit welchen Plänen hast Du 1996 Deine Arbeit hier aufgenommen?

Ich habe schnell gute Leute gefunden – allein kann man nicht so viel bewegen, es braucht einen gewissen Geist.

Aber ich hatte klare Vorstellungen; ich wollte ein möglichst breites Spektrum bieten und möglichst viele Leute mit Kirchenmusik erreichen. Dazu zähle ich auch die Konzerte und Zwischenformen wie etwa die Lamentationen am Gründonnerstag oder die Vespren an Ostern und Weihnachten. Da kommen Leute, die sonst nicht in einen Gottesdienst gehen – aber sie spüren auch, dass es kein «Konzert» ist und schätzen das. Bei den Konzerten nehmen wir Rücksicht auf das Kirchenjahr. Eine Passion im Sommer oder ein Gloria-Programm in der Fastenzeit, das gibt es mit mir nicht.

Hätte es für Dich beruflich auch einen Plan B gegeben? Hättest Du Dir beispielsweise vorstellen können, Organist zu werden?

Nein, ich wusste, dass das nichts für mich ist – das wäre mir ein zu einsamer Posten gewesen. Meinem Bruder, der Domorganist in Solothurn war, entsprach das gut: Ihm war am liebsten, wenn er für sich üben und seine Sachen abliefern konnte. Wir sind in die Kirchenmusik hineingewachsen. Mein Vater war als Dorfschulmeister auch Chorleiter und Organist. Da sind wir als Vierjährige schon bei ihm auf der Orgelbank gesessen, später haben wir Notenständer aufgestellt, Gesangbücher eingesammelt... Auch das soziale Umfeld der Pfarrgemeinde hat mich als Kind und Jugendlichen geprägt. Die Stelle in St.Gallen war dann für mich die Chance, zu 100 Prozent meinen Lebensunterhalt mit Kirchenmusik zu verdienen. Darüber bin ich sehr glücklich; es ist eine der schönsten und attraktivsten Stellen in der Schweiz in meinem Metier.

Die Werke, die Du aufführst, sind von ihrem geistlichen Inhalt nicht zu trennen. Du sagst, dass Du die stärksten Glaubenserfahrungen über diese Musik gemacht hast. Hat sich das in den letzten zwei Jahren, seit Du an Krebs erkrankt bist, intensiviert?

Ja, extrem. Viele Texte haben eine völlig andere Bedeutung bekommen. Nicht, dass man sie vorher einfach so gesungen hätte; sie fordern immer zur Reflexion heraus. Aber sie hautnah mit der eigenen Existenz in Verbindung zu bringen, berührt noch eine ganz andere Dimension. Am stärksten habe ich es wohl im vergangenen November mit dem *Deutschen Requiem* von Brahms erlebt, aber auch bei vielen Motetten ging es mir so. Eine Zeitlang hörte ich vor allem eine Kantate, immer wieder: *Ich hatte viel Bekümmernis* von Bach. Sie fängt in Trauerstimmung an, am Schluss steht «Lob und Ehre und Preis», und sie durchschreitet dazwischen alle Stimmungsfelder. Diese Musik gibt mir Halt bei allem, was mich privat beschäftigt.

Du leistest trotz mehrerer Chemotherapie-Zyklen, die Du in dieser Zeit durchlaufen hast, ein riesiges Pensum. Lediglich zwei geplante grosse Konzertprojekte hast Du bislang gestrichen – und das mit Ersatzprogramm. Wie schaffst Du das?

Für mich ist es ein Geben und Nehmen. Natürlich sind Proben anstrengend, aber ich komme danach energiegeladener nach Hause. Musik machen zu können ist mein Lebenselixier, und ich bin dankbar, dass meine Konstitution es nahezu uneingeschränkt zulässt. Vielleicht baue ich in letz-

ter Zeit ein bisschen mehr Reserven ein und plane nicht mehr ganz so risikofreudig knapp wie früher. Das erste, wozu mir die Ärzte nach der Diagnose geraten haben, war: die Krankheit zu akzeptieren und nicht zu hadern. Und das zweite: mich von der Therapie nicht tyrannisieren zu lassen. Das gelingt mal mehr, mal weniger, aber diese lebensbejahende Haltung kommt mir doch sehr entgegen. Ausserdem erlebe ich unglaublich viel Zuspruch, Anteilnahme und Unterstützung in der Chorarbeit. Da spüre ich, dass menschlich ein Umfeld gewachsen ist, das funktioniert und in einer solchen Situation trägt.

Aber eine Matthäuspasion abzusagen, das tut doch sicher auch weh.

Ja, das hatte schon bittere Aspekte. Vor allem, wenn man nicht weiss, ob man sie überhaupt noch einmal machen kann; es ist ja ein riesiger Aufwand. Andererseits habe ich mehr und mehr die kleineren, delikaten Formen entdeckt – ich freue mich zum Beispiel sehr auf die Brahms-Motette *Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen*, die wir im November im Gottesdienst singen werden. Es müssen nicht mehr die grossen Schinken sein, die mir zwischen 35 und 45 so wichtig waren.

Du wirst in diesem Monat 60. Das ist ein Geburtstag, an dem viele eine Lebensbilanz ziehen, gerade auch beruflich. Wie siehst Du Deine Entwicklung als Musiker?

Ab 40, durch die Stelle als Domkapellmeister, habe ich mich zunehmend spezialisiert – auf Chormusik. Die Liebe zu den Kleinformen ist dabei gewachsen. Insgesamt sehe ich mich als Spätzünder; Monteverdis *Marienvesper* oder das *Brahms-Requiem* erfordern meiner Ansicht nach auch eine gewisse Reife. Ich hätte mich ihnen mit Anfang 30 nicht gewachsen gefühlt. An meinem Zugang zur Musik hat sich wenig verändert in all den Jahren. Natürlich gibt es einen Zuwachs an Routine, im positiven Sinne. Man wird sicherer, klarer. Das weiterzugeben, etwa bei Werkwochen, zu denen ich schon mehrfach eingeladen wurde, freut mich besonders. Auch daran messe ich den Erfolg meiner Arbeit.

Machst Du Dir auch Gedanken über die Zukunft dessen, was Du hier aufgebaut hast?

Es stellt sich natürlich schon die Frage, ob es in zehn Jahren noch so viele engagierte und gut ausgebildete Laien gibt, wie sie heute die breite Basis der DomMusik bilden. Doch ehrlich gesagt hat der Blick in die Zukunft für mich im Moment keine Priorität.

DomMusik im September:

Bob Chilcott: *Peace Mass*, 6. September, 11 Uhr, Kathedrale St.Gallen.

Evensong, 17. September, 19.30 Uhr, Kathedrale St.Gallen.

L. van Beethoven: *Messe C-Dur op. 86*, 19. September, 19.30 Uhr, Kathedrale St.Gallen und 20. September, 17 Uhr, Evang. Kirche Wattwil.

dommusik-sg.ch